Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 16

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639330

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 16
XV. Jahrgang

Bern
18. April 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Zwei Gedichte von Hans Peter Johner.

Höhenwanderung.

In der Schlucht noch Schnee und Eis,
Grüne Fluten schäumen.
Nebelschwaden, dicht und weiß,
Felsenwände säumen.
Und in Wolken tief versteckt
Sich empor der Riese reckt
Nach den Himmelsräumen.

Auch mich trieb es in die Höh'
Aus den Nebelschichten.
Sonnenglanz ob Firnenschnee
War mein Sinnen, Dichten.
Sah den wilden Wasserfall, —
Donnernd war sein Widerhall, —
Sich im Sturz vernichten.

O du goldner Sonnenschein,
Du, o Himmelsbläue,
Höhenlüfte, stark und rein, —
Kennt nicht Leid noch Reue, —
Euch begrüßt' ich manchesmal,
Schenkt dem Wand'rer aus dem Tal
Eure Kraft aufs neue.

Doch bevor ich abwärts geh',
Laßt mich höher steigen,
Bis ich über allem steh'.
Welch andächtig' Schweigen! —
Unter mir das Nebelmeer,
Bergesrecken rings umher.
Wer kann Größ'res zeigen?

Eines Adlers Schrei verhallt.
Frei darf er sich wiegen,
Keines Jägers Büchse knallt.
Welch ein stolzes Fliegen!
Steuern möcht' ich, so wie du,
Königsvogel, Sonnen zu
Und als Freier siegen.

Höhenwanderung, nur du
Kannst mein Sehnen zügeln.
Adler hausen in der Fluh,
Menschen zwischen Hügeln.
Auch sie trägt empor der Geist,
Der den Weg nach oben weist,
Wie auf Adlersflügeln.

Blumenlied. („Ein Elfenkönig möcht' ich sein.")

Hast du den kleinen Krokus schon gesehn?
Wenn auf den Bergen Frühlingsstürme wehn,
Bricht's tausendfältig aus der Trift hervor,
Ein großer, einzig schöner Blumenchor.

Aus dunkelgrünen Blättern, Lanzen gleich,
Steigt schlank der Kelch empor, es wölbt sich weich
Die edle Linie. Wer dies Wunder sah,
Steht still versunken, ganz in Andacht da.

Und blickst du in des zarten Kelches Grund,
Siehst du das rote Gold, den Narbenmund,
Gar wohl geborgen, tief im kleinen Schacht,
Von drei bespeerten Rittern treu bewacht.

In jedem Kelch ein heimlich' Leuchten ist.
Hier glänzen Farben, wie ein Amethyst,
Dort züngeln blaue Flämmchen tief ins Weiß —
O, solch' ein Blümchen ist des Schöpfers Preis. —

Ist's Alabaster oder Elfenbein?
Ein kleiner Elfenkönig möcht' ich sein,
Ich tränke aus den Kelchen Himmelstau
Und spielte Blumenlieder auf der Au.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 16

Hocherfreut waren die Franzosen, als sie in der Hauptstadt überall ihre Sprache sprechen hörten und sprechen konnten. Bis zu den kleinen Kindern herab verstand ein jeder, was die Fremden wollten. Kluge Mütter stießen ihre Kleinen den Herren Offizieren ins Zimmer: Lernt Französisch, soviel ihr könnt! Und bald hielt der Mann das Jüngste auf den Knien, ließ die Knaben seine silbernen oder goldenen Tressen befühlen und lehrte die Mädchen: C'était Croquemitaine...

Auf dem Rosenhof waren ein Offizier und zwei Soldaten eingerückt.

Der Offizier bewohnte das Zimmer mit den chinesischen Tapeten, die beiden Gemeinen wohnten im Stöcklein, über den Gärtnersleuten, bei denen sie auch aßen.

Tante Ursula, die ohnehin die Franzosen nicht leiden konnte wegen ihres liederlichen Lebenswandels, wollte sich gegen die Einquartierung wehren. Sie wollte lieber zahlen, sagte sie. Aber der Onkel Daniel, der die viele kriegerische Luft nicht ohne Nutzen eingeatmet, stemmte sich gegen den Willen seiner Frau, und zwar mit Erfolg. Er erreichte es, daß Tante Ursula ihm den Willen tat. Nur verwahrte sie sich gegen alle und jede bösen Folgen und begehrte, daß man die schlechten Sitten, die der Herr Offizier einführen werde, und das Ungeziefer, das die Soldaten sicher in Tantes sauberem Haus zurückließen, ohne sie auch wieder daraus entferne. Der Onkel versprach alles.

Es gab nun ein großes Durcheinander. Das chinesische Zimmer wurde geheizt, daß der Kachelofen glühte. Das Schlafzimmer des Offiziers wurde mit Tantes schönster Wäsche versehen. Im gelben Saal nahm man den Möbeln die Mäntel ab, damit er benutzt werden könne, wenn der Fremde Besuch habe, und ein kleines Zimmerchen, das daneben lag und im Winter dazu gebraucht wurde, Tulpenzwiebeln und derartiges aufzubewahren, als Rauchzimmer hergerichtet.

Die Tante wollte zeigen, daß man auch in der Schweiz wisse, wie es in feinen Häusern zugehe. Vielleicht wollte sie auch die Vorhänge in den bessern Stuben vor dem Tabakrauch schützen.

Sie hielt Musterung ab über ihre und Susannas Kleider und schied ein grünes Popelinekleid, das mit Streifen von etwas angegriffenem Astrachan besetzt war, aus, ebenso ein fadenscheiniges, blauseidenes von Susanna.

Verene wunderte sich darüber und tat die respektlose Aeußerung, man könnte meinen, die Frau Schwendt gehe auf Eroberungen aus.

An einem Freitag zogen der Offizier und die Soldaten ein. Der Offizier wurde von Onkel Daniel mit einem Bückling und von den Frauen mit zwei Verbeugungen empfangen. Die Soldaten beorderte Christian mit einer deutenden Handbewegung nach dem Stöcklein. Christian verstand nämlich kein Französisch, trotzdem er Verene und der Gärtnersfrau gegenüber das Gegenteil behauptete.

Das erste Abendessen verlief etwas steif und einsilbig. Der Tisch war anzusehen wie ein Sternenhimmel, so glänzte alles. Nicht nur die Hängelampe brannte, auch die silbernen, prachtvollen Leuchter, die von den Großeltern Schwendt stammten, die über einen Fuß hoch waren und Palmen bildeten, um die sich massive Schlangen wanden, standen vor dem Gast, daß er aussah wie ein Heiligenbild in der Kirche. Sogar das gelbliche englische Geschirr hatte Tante Ursula gespendet, denn auf der Anmeldekarte ihres Gastes hatte ein Name geprangt, der zu etwas mehr Aufwand als gewöhnlich berechtigte. Der Offizier hieß Jean de Clermont-Tonnère. Es rasselte und schmetterte, wenn man den Namen laut aussprach. Clermont-Tonnère! Das klang anders als Schwendt, meinte Tante Ursula. Sie saß denn auch steif und gediegen ihrem Gast gegenüber und betrachtete sein Gesicht, während Onkel Daniel sein möglichstes tat, um den Fremden zu unterhalten.

Es war ein schlanker Mann. Den Schnurrbart und Knebelbart trug er spitz zulaufend und lang ausgezogen, wie ihn der Kaiser Napoleon und alle seine Offiziere liebten. Die Haare waren auf der Seite gescheitelt. In den Ohren trug er dünne, goldene Ringe. Seine Uniform war tadellos, von den Strapazen des Feldzuges merkte man ihr nichts an. Der Offizier trug einen Diamantring am Finger, aber keinen Trauring. Er sah genau so aus, wie man sich einen Franzosen vorgestellt hatte.

Nicht wie ein plätscherndes Bächlein, mehr wie das Wasser, das in Tropfen vom Dach fällt, rann das Gespräch weiter. Onkel Daniel hatte den Offizier nach seinem bürgerlichen Beruf gefragt, ein Mißgriff, der einem Schweizer wohl unterlaufen konnte und dessen sich der gute Mann zu spät bewußt wurde. Tante Ursula erkundigte sich mit Höflichkeit nach der Familie des Gastes, und Susanna wollte wissen, ob die Bälle in Frankreich abgehalten würden wie in der Schweiz, und ob man die neueste Française ebenso tanze wie hier in der Stadt.

Jean de Clermont beantwortete alle diese Fragen mit vieler Höflichkeit, wenn auch nicht belebt durch allzu großen Eifer. Er sagte, daß er mit Leib und Seele Soldat sei, wie alle seine Vorfahren, daß er Schwestern habe und keine Mutter mehr, und daß man sehr wahrscheinlich die Française überall auf dieselbe Art tanze, da ja die Tanzlehrer alle aus Paris stammten. Er erbot sich, gelegentlich das Fräulein Tochter die englischen Tänze zu lehren, die neuerdings sehr in Mode seien. Susanna strahlte, aber Tante Ursula fand es an der Zeit, mit den Augen zu winken; denn ihr schien es unpassend, bei einem jungen Offizier auch nur einen Ländler zu lernen, geschweige denn eine ihr ganz unbekannte englische Tanzart.

Jean de Clermont wurde etwas gesprächiger, als das Essen sich seinem Ende zuneigte und der schwarze Kaffee gereicht wurde — ganz gegen die Gewohnheiten des Stadtbürgers Schwendt und seiner Gattin Ursula. Es erschien sogar auf Onkels Wink die grünlichgoldene Chartreuse, und erst nach einer langen Stunde wurde die Tafel aufgehoben. Jean de Clermont begab sich in sein Rauchzimmer. Die Familie Schwendt wartete in Tantes Wohnzimmer das Zeichen der alten Uhr ab, um zu Bett zu gehen.

„Ein scharmanter junger Mann", sagte Onkel Daniel.

„Nicht übel", gab die Tante zu. „Wenn er nur kein Suitier ist", sagte sie mißtrauisch.

„Auf alle Fälle ist er artiger als unsere Holzböcke", sagte Susanna undankbar.

„Laßt uns darauf achten, daß wir unserer Würde nichts vergeben", mahnte Frau Ursula. „Wir sind, wer wir sind, mag er Jean de Clermont-Tonnère heißen oder nicht."

„Natürlich." Onkel Daniel gähnte. Im selben Augenblick schlug die Uhr halb zehn. Da gingen alle zu Bett.

Jean de Clermont hatte sich bald das ganze Haus zu erobern gewußt. Nicht, daß er sich besonders Mühe gegeben hätte. Das hatte er in seinem ganzen Leben noch nie nötig gehabt. Er war kühl, vornehm, sehr höflich, sehr zurückhaltend und verstand es dennoch sehr gut, mit gar nichts viel zu sagen. Es waren stets alle von seinen Worten entzückt, und wenn sie sie fassen wollten, waren sie geschmolzen, zerflattert.

Onkel Daniel suchte seinen Gast so gut als möglich zu unterhalten. Er zeigte ihm die Schönheiten der Stadt und die Stadt selbst, die er mit berechtigtem Stolz seine Vaterstadt nannte; denn sie hatte, was Lage und Einheit des Stils betrifft, kaum ihresgleichen.

Glücklich ging der gute Stadtrat Schwendt mit seinem Gast in der Mitte der breiten Straße dem Bächlein entlang, das, bald bedeckt und unterirdisch gurgelnd, bald offen plätschernd und murmelnd die Stadt durcheilte.

Bei jedem der abenteuerlichen, originellen Brunnen der Stadt machte er halt, erklärte jedes Ornament und jede Figur eingehend, daß der Fremde sich räusperte und ungeduldig ans Weitergehen mahnte. Onkel Daniel machte Clermont auf die Zunftzeichen aufmerksam, die immer noch in goldener oder in farbiger Pracht die Zunftstuben hüteten. Da war der mutige Löwe mit dem goldenen Pokal, der Mohr, schwarz wie Tinte, mit einem purpurroten Mund, da war der langschwänzige Affe, da waren die Zeichen von Gerbern und von Metzgern und alle die andern.

Er zeigte das Rathaus, das in hellem Sandstein mit seinen Bogen und Fenstern wie ziseliert aussah, führte ihn zu den wuchtigen Toren und zeigte ihm das Wunderwerk der großen Uhr, mit den wandelnden Bären, dem Riesen im Turm, dem Greis mit der Sanduhr, dem Narren und dem Gockelhahn. Diese drei, wovon der eine die nahende Stunde triumphierend ankündigt, der andere die verrinnende zu verlachen und zu verjubeln sucht und der dritte die verlorene betrauert.

Teils aufmerksam, teils recht gleichgültig folgte der Offizier seinem Führer. Er sah an den breitgiebeligen Häusern mit den roten Kissen und den vergoldeten Geländern hinauf und suchte nach hübschen Frauenköpfen, die aus den Blumen an den Fenstern sehen mochten. Er lachte höflich ob dem kinderverschlingenden Zerrbild des Kronos. Im Kornhauskeller saß er vor dem großen Faß und trank eine Flasche französischen Weines und warf schließlich den Bären Rüben und Zucker hinunter, wie jeder Franzose, aber auch jeder Engländer, Deutsche, Russe und meinetwegen Chinese getan, solange der Bärengraben besteht. Und das ist lange her. — —

Zuletzt standen die beiden Männer mitten im Schnee auf der Plattform des Münsters, um der Stadt größte Schönheit, ihre unvergänglichste und erhabenste zu sehen, die Kette der Alpen, die blendend sich vom Winterhimmel abhob und in einer Reinheit und Weiße leuchtete, die dem Onkel Daniel das Wasser in die Augen trieb. Ob dies auch dem Franzosen geschehen, konnte der Onkel nicht wissen, denn er hatte genug damit zu tun, sich zu schneuzen. Er nahm es aber an.

Daheim wollte Tante Ursula auch nicht nachstehen, dem Gast den Aufenthalt angenehm zu machen. Hatte der Onkel Gelegenheit gehabt, Augen, Seele und Gemüt des Fremdlings zu erfreuen, so rückte sie nun mit Speise und Trank heran, die im rechten Augenblick ebenso erfreulich wirken können wie die idealen Genüsse. Und die Winterkälte, das viele Gehen und Schauen hatten dafür gesorgt, daß der richtige Augenblick da war und nicht ungenützt verstrich.

Eine herrlich duftende Markklößchensuppe, falsche Austern, eine gefüllte Kalbsbrust mit Bohnen — sie schmeckten ganz wie frische — und ein Schokoladenpudding à la Parisienne als zarte Aufmerksamkeit fanden großen Anklang.

Aber es erging dem Essen, wie es der stilvollen Stadt auf der Platte ergangen. Es mußte Größerem weichen. Niemand konnte Jean de Clermont nachsagen, daß er je eine schöne Frauengestalt unbeachtet gelassen. Seine Augen blieben an Susanna hangen und kehrten immer wieder von seinem Teller zu ihrem Gesicht zurück. Schöneres hatte er nicht oft gesehen. Nur — hausbacken sah sie aus, die junge Schweizerin, und so gemessen und unfrei in ihren Bewegungen. Die Pariser Schule fehlte ihr. Wenn er die Schöne hätte kleiden können. Wenn er sie das Fliegen lehren dürfte. Sie sah aus wie der Schmetterling, der noch zerknittert auf seiner Blume sitzt und mit seinen Flügeln nichts anzufangen weiß. Aufrütteln möchte er sie, den ernsten Mund in einen lachenden verwandeln, die dunkeln Augen zum Leuchten bringen. Schwer mußte diese Aufgabe nicht sein. Wo sollte das schöne Ding unter den Bürgerssöhnen den richtigen Lehrer hernehmen? Jean de Clermont verzog fast spöttisch den Mund. Lohnte es sich überhaupt, sich anzustrengen? War das Material so, daß das Resultat ein befriedigendes zu sein vermochte? Er zweifelte daran, wenn er die Tante Ursula, die Silhouetten an der Wand und die steifen Stühle betrachtete. Dennoch regte ihn die Anwesenheit eines schönen Mädchens an.

Er fuhr aus seinen Gedanken auf. Tante Ursula hatte ihn gefragt, ob er noch eine Muschel mit falschen Austern nähme? Er hatte eifrig ja gesagt. Nicht ja, natürlich, sondern „oui", denn wer in dieser Zeit in der Stadt etwas auf sich hielt, der sprach kein Wort Deutsch mehr, seit die Franzosen im Land waren. Um so weniger, als es ja in den vornehmen Familien noch von der Zeit her, da Napoleon herrschte, Sitte blieb, unter sich Französisch zu reden.

Jean de Clermont änderte sein Benehmen. Er wurde gesprächig. Er lobte den Wein des Onkels und die Austern der Tante und lobte an Susanna, was er erlaubterweise loben durfte: ihre wundervollen Haare und ihre hübschen, schmalen Hände, und tat dies so zart, verblümt und trotz feinster Anspielung so deutlich, daß der Onkel lachte, die Tante nicht unzufrieden mit dem Kopfe nickte und Susanna rot wurde, obgleich sie nicht sicher war, ob sie den Franzosen richtig verstanden oder nicht. Darüber aber, daß er ihr gefiel, war sie nicht im Zweifel.

Auch Verene tat ihr möglichstes, dem Hause Schwendt Ehre zu machen. Sie trug eine Schürze mit breiter Stikkerei, und unter ihrem tiefen Scheitel glänzten zu beiden Seiten des Kopfes verschlungene Ohrringe, Erbstücke von ihrer Mutter selig, der Hebamme Weiß. Sie tat dies nicht nur um des dunkelhaarigen Offiziers willen, sondern ebensogut wegen den zwei Soldaten im Stöcklein und machte damit ein Unrecht wieder gut, das die Familie an den beiden blonden, bescheidenen und freundlichen Elsässern begangen. Sie allein verteilte ihr Wohlgefallen gleichmäßig und vergaß nicht, wenn sie von den Gästen sprach, daß es drei waren.

„Und paß auf", sagte sie zu Christian, „silberne Löffel stiehlt der drinnen nicht, aber ein Filou ist er doch. Wie alle Franzosen", schloß sie und machte sich dadurch einer großen Ungerechtigkeit schuldig, an der aber Tante Ursula mitzutragen hatte, denn dies Wort war von ihr ausgegangen, und Verene hatte es sich angeeignet.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

Die Tage sind ja Blätter nur im Buche deines Lebens.
Füll' sie mit guten Taten aus und Wirken reinen Strebens.

D. Sanders.